

# Literarische Berichte und Anzeigen

## Mittelalter

Horst Fuhrmann, *Einladung ins Mittelalter*. München, Beck 1987. 327 S.

Um ein breites Publikum an das Mittelalter heranzuführen, sind hier 16 meist aus den 80er Jahren stammende, überarbeitete und aufeinander abgestimmte Aufsätze und Vorträge über die Spezialdisziplinen des MGH-Präsidenten (mit aktualisierten Literaturangaben) abgedruckt, die fünf thematischen Komplexen zugeordnet werden: der Lebenssicht und Lebensqualität (über die typisch mittelalterlichen Vorstellungen und Lebensverhältnisse), den „Großen der Zeit“ (darunter Papst Gregor VII.), der Papstgeschichte („Ich bin über das Haus Gottes gesetzt, damit meine Stellung alles überrage“), den Fälschungen (über die jetzt auch fünfbändige Kongreßakten des ersten MGH-Symposiums vorliegen) und exemplarischen „Begegnungen mit dem mittelalterlichen Anderssein“ („Freude, Wissen, Neugier“). Für die Kirchengeschichte ist manches, sind vor allem aber die vier Kapitel über die Papstgeschichte interessant: ein älterer (1958), aber grundlegender Aufsatz verfolgt die historischen Entwicklungsstufen bei der Ausgestaltung der Papstwahl; ein weiterer über die irdische Gewalt des Papstes („Der wahre Kaiser ist der Papst“) überblickt die päpstlichen Hoheitsansprüche, das Papst-Kaiser-Verhältnis und seine symbolische Ausdeutung; ein Kapitel „Über die Heiligkeit des Papstes“ beschreitet praktisch Neuland: Die im 6. Jahrhundert liegenden Ursprünge der – im Tode verlorenen – Amtsheiligkeit des Papstes wurden durch Gregor VII. präzisiert; schließlich ein Beitrag, der die mittelalterlichen Grundlagen des (modernen) ökumenischen Konzils unter besonderer Berücksichtigung des Papstrechtes herausstellt. Überall – und das ist es, was ins Mittelalter einlädt – wird der Bezug zur Gegenwart sichtbar, so auch in den interessanten Überlegungen zu „Jubel“, den mittelalterlichen Anlässen zu feiern (und moderne Jubiläen zu begehen) oder in dem abschließenden Beitrag über das gegenwärtige Interesse am Mittelalter. Mag manches auch vereinfacht sein – unhaltbar ist sicherlich die Interpretation der Jungfrauen im ›Iwein‹ auf S. 48 – so bietet das Buch dadurch doch weit mehr als eine „Einladung“. So sehr sein Verfasser sich auch im Vorwort zielt: Hier wird ein vielseitiger und gerade dank seiner gegenwartsorientierten Überlegungen durchaus nicht nur für Laien interessanter Einblick in das Mittelalter geboten.

*Bochum*

*Hans-Werner Goetz*

*Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme.* Hg. v. František Graus (Vorträge und Forschungen. Hg. v. Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Bd. 35), Sigmaringen, Thorbecke 1987. 344 S., Reg. u. Abb.

Im Mittelpunkt der Frühjahrstagung 1985 des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte stand mit Mentalität einer der schillerndsten Begriffe, der seit einiger Zeit Eingang in die historisch-wissenschaftliche Sprache gefunden hat. Entbehrt er doch weithin der begrifflichen Schärfe und der nötigen theoretischen Fundiertheit und dient allzu oft dazu, Erklärungsdefizite zu überdecken. Gewiß ist es ein Ziel der Beiträge des vorliegenden Bandes, das verbreitete Unbehagen sozusagen auf den Punkt zu bringen, dann aber die vorliegenden begrifflichen Ansätze aufzugreifen, sie zu ordnen, zu hinterfragen und konkret-inhaltlich zu erproben. So nimmt es zunächst nicht wunder, daß die Einzelbeiträge ein breites Spektrum unterschiedlicher Meinungen

über den Gegenstand der Tagung spiegeln und zum Teil auf sehr skeptische Distanz dazu gehen. Das reicht schon von Zweifel darüber, ob es denn überhaupt Mentalitätsforschung als historiographische Spezialdisziplin geben könne und hier nicht seit je praktizierte geistesgeschichtliche und ideologiekritische Ansätze einfach mit einem modischen Etikett versehen würden. Auf der anderen Seite steht ernsthaft das Bemühen, Mentalität in historische Strukturvoraussetzungen einzubinden, Quellen daraufhin sozusagen neu zu lesen und damit die historischen Erkenntnismöglichkeiten zu erweitern. Wenn von den Referenten wiederholt auf die Vorreiter-Rolle der Annales-Schule verwiesen wird, dann sollte aber auch der wissenschaftssystematische Standort der Mentalitätsforschung in der Nähe von historischer Anthropologie und Sozialwissenschaft und damit ihr eigener historischer Entstehenszusammenhang nicht übersehen werden, um besser zu begreifen, was sie leisten will und leisten kann.

In seinem programmatischen Beitrag macht *F. Graus* den Versuch, diese Voraussetzungen auf einer konkret-praktischen Ebene in Orientierungshilfen für Mentalitätsforschung umzusetzen (*Mentalität – Versuch einer Begriffsbestimmung und Methoden der Untersuchung*). Dabei geht es um vier entscheidende Faktoren, die mehr oder minder ausgeprägt und reflektiert in allen Beiträgen zum Tragen kommen: (1) Mentalität geht aus den Quellen nicht direkt hervor, sondern läßt sich aus beobachteten Verhaltensweisen und Meinungen nur mittelbar erschließen – „testen“, wie sich Graus ausdrückt. Was übrigens einmal ganz deutlich gesagt sei, da an manchen Stellen des Bandes Mißverständnisse darüber durchscheinen: Zwischen Verhalten und Mentalität ist klar zu unterscheiden. Ersteres kann durch letztere bestimmt sein, aber auch noch durch vielerlei andere Faktoren. Hier hat der Historiker abzuwägen und zu werten. (2) Mentalität wird zusammengedacht mit Gruppen und Gemeinschaften. (3) Mentalität ist – sozusagen als informelle Bewußtseinslage oder Art der Wahrnehmung von Wirklichkeit – abzugrenzen von bewußt und gezielt vermittelten Werthaltungen, Lehren, Ideologien. (4) In der Frage der Dauer bzw. der Frage der relativen Stabilität von Mentalität über einen gewissen Zeitraum setzt sich Graus deutlich von der von den Franzosen betonten Vorstellung der *longue durée* ab, z. B. mit dem Argument, Mentalität könne sich kurzfristig – etwa lebenszyklisch – wandeln. Allerdings geht es dabei letztlich um den Strukturbegriff, der ja Dauer impliziert. Und gerade in diesem Punkt entspricht die Mentalität ihrem Substrat Gruppe. Freilich: die aufgezählten Einzelaspekte lassen sich kaum voneinander trennen. Das zeigt sich etwa am Problem des Verhältnisses zwischen Gruppe und Individuum, das in Hinblick auf die Mentalitätsfrage kaum reflektiert wird, geschweige denn geklärt wäre. Das erstaunt umso mehr, als hier die Abgrenzung zwischen Handeln aufgrund subjektiver Motivation und Befindlichkeit (also die historische Relevanz der Persönlichkeit) einerseits und Handeln aufgrund kollektiver Gruppenmentalität andererseits in Frage steht – und damit letztlich die Möglichkeit der Mentalitätsforschung an sich. Sicherlich wäre hier der Rekurs auf gruppensoziologische und -psychologische Ansätze angebracht, um zu einem klaren begrifflichen Instrumentarium zu gelangen – allein schon angesichts der in den vorliegenden Beiträgen hin und wieder aufscheinenden Schwierigkeit, die Homogenität von Gruppen als Voraussetzung von Mentalität festzustellen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Problem des wechselseitigen Einflußverhältnisses zwischen Mentalität, Institution und Ideologie. *J. Miethke* legt in seinem Beitrag (*Politische Theorie und die „Mentalität“ der Bettelorden*) dar, wie die Bettelorden aufgrund ihres institutionell nach innen abgesicherten Selbstverständnisses, ihrer Gruppendisziplin und ihrer Vorstellung von Kirchenordnung zur Stütze der Kurie werden konnten. Damit gelangt er über die übliche Erklärung mit Hilfe schlichter Interessenkonvergenzen hinaus. Eine nur schwer beantwortbare Frage für die Mentalitätsforschung ist freilich, in welchem Augenblick und wie von den Orden vertretene Positionen und Ziele („Ideologie“) qualitativ in eine unbewußte, internalisierte Mentalität umschlagen. Dieses Problem der Entstehung, Vermittlung und Aneignung von Mentalität bezieht sich grundsätzlich auf alle formellen wie informellen Gruppen. Es wird am Beispiel der geschlechtsspezifischen Sozialisation von *K. Arnold* aufgegriffen (*Mentalität und Erziehung – Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Geschlechtersphären als Gegenstand*

*der Sozialisation im Mittelalter*): Rollenerwartung, -verhalten und Einübung sozialer und Geschlechterrollen korrespondieren mit normativen Vorgaben und bilden gemeinsam ein Regelsystem, das meist erst im Falle von Verstößen reflektiert und in den Quellen evident wird.

Auf der Suche nach vergangenen Mentalitäten sind insbesondere dort aufschlußreiche Befunde zu erhoffen, wo kollektive Erwartungshaltungen und Wunschkonstruktionen sozusagen zum Ereignis werden. Daß damit auch Quellen in den Blick geraten, mit denen die Historie ansonsten nicht viel anzufangen weiß, erstaunt weiter nicht: Es sind zunächst die von W. Lammers (*Nordelbische Mentalitätsstudien*) neben zeitgenössischen Berichten herangezogenen Visionen und Legenden. Indem er einen sozialpsychologischen Interpretationsansatz zugrundelegt und zwischen Hetero- und Autostereotypen, d. h. der Wechselwirkung zwischen Eigen- und Fremdbild auf Seiten der Quellenproduzenten unterscheidet (dieses grundlegende methodische Problem der Mentalitätsforschung wird zu wenig beachtet), gelingt ein differenziertes Bild, in dem Mentalität zugleich als Faktor und Produkt sozialer, religiöser, wirtschaftlicher, verfassungsmäßiger und politischer Strukturen ihren historisch bedingten Platz erhält. Sodann sind hier die von R. C. Schwinges behandelten „falschen Herrscher“ zu nennen, ein eher peripheres historisches Phänomen (*Verfassung und kollektives Verhalten. Zur Mentalität des Erfolges falscher Herrscher im Reich des 13. und 14. Jb.'s*): Vor dem Hintergrund eines strukturellen Bedingungsfeldes, das krisenhafte Züge trug, bedurfte es nur noch des Auftretens der Pseudoherrscher als Initialzündung der bekannten Ereignisse. Auch hier wieder – ähnlich wie im Falle der Bettelorden – wird deutlich, daß die Argumentation mit den zweifellos starken politischen Interessen aller Beteiligten letztlich zu kurz greift. Nur auf den ersten Blick überrascht die Tatsache, daß Charisma der Hochstapler oder körperliche Ähnlichkeit mit den Dargestellten keine Rolle spielten. Vielmehr legitimierten sie sich durch die Einhaltung von Regeln, die man vom Herrscher erwartete, durch Symbolhandlungen und durch den Gebrauch von Insignien. Hier eröffnen sich, über die altbekannten Herrschaftszeichen hinaus, Möglichkeiten der Anknüpfung an die neuere psychologische Symbolforschung und damit einen Bereich, der in der künftigen Mentalitätsforschung stärker beachtet werden sollte.

Zwar eine wesentlich engere Personengruppe, aber eine ähnliche Grundkonstellation behandelt K. Schreiner („*Correctio principis*“ *Gedankliche Begründung und geschichtliche Praxis spätmittelalterlicher Herrscherkritik*): den Widerspruch zwischen dem Wunschbild der Kritiker vom „guten König“, in dem sich Vorstellungen von einer gerechten Weltordnung kristallisieren, und der gar nicht so idealen Wirklichkeit. Sehr eindrucksvoll arbeitet der Vf. die geistesgeschichtlichen, verfassungsmäßigen und sozialen Grundlagen der Kritik heraus, sieht aber – außer entfernt am Rande – keinen Bezug zum Thema Mentalität. Zu dieser verständlichen, den Leser aber enttäuschenden Einschätzung dürfte der bis dato sehr diffuse Mentalitätsbegriff beigetragen haben. So verhehlt auch O. G. Oexle nicht seine grundlegende Skepsis (*Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit im frühen und hohen Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte des Wissens*) und verzichtet explizit auf den Gebrauch des Terminus, obwohl er seine Deutungsschemata – betrachtet, vor allem am Beispiel der Unterscheidung zwischen Klerikern und Laien sowie der Dreiständegliederungen der Gesellschaft – durchaus im Spannungsfeld zwischen sozialer Wirklichkeit und deren gruppenspezifischer Wahrnehmung ansiedelt, welche wiederum sinn- und wirklichkeitsstiftende Funktionen erhalten kann. Gewiß ist ihm zuzustimmen, wenn er gegenüber der Grundannahme statischer Verhältnisse eine Dynamik betont, die aufgrund eines unterschiedlichen Wandlungstempus von Strukturen auf der einen und der verfügbaren Deutungsmuster auf der anderen Seite zustandekommt. Auch wenn sich Oexle zurückhält, hat er damit doch sehr bedenkenwerte Hinweise zur Mentalitätsforschung geliefert. In jene Problematik führt ebenfalls das Thema A. Haverkamp's hinein („*Heilige Städte*“ *im hohen Mittelalter*): Wenn man in den rheinischen Bischofsstädten mittels des Stadtsiegels bewußt an das himmlische Jerusalem anknüpft, bedeutet das den Versuch, sich in die göttliche Heilsgeschichte einzureihen. Das sich darin ausdrückende Selbstverständnis wird sozial und politisch in der Formierung von Stadtgemeinde und städtischer Gesellschaft

wirksam. Mit diesen Überlegungen stellt Haverkamp neben den verfassungsmäßig und sozial definierten Commune-Begriff ein diskussionswürdiges mentales Konstitutivum der mittelalterlichen Stadt.

Schließlich gelangte mit dem Beitrag von *R. Sprandel*, der sich bekanntlich schon seit längerem der Mentalitätsforschung gewidmet hat, ein methodischer Ansatz ins Blickfeld, der ohne Zweifel einen hervorragenden Zugang zu kollektiven Mentalitäten eröffnet, allerdings bislang auch sonst in Mediävistenkreisen eher zurückhaltend aufgenommen wird: die Quantifizierung. Anhand von 253 Werken der Geschichtsschreibung und Chronistik arbeitet er inhaltliche und regionale Beziehungen heraus und konstatiert den Chronisten gemeinsame Grundhaltungen wie Streben nach Neuigkeit und Kurzweil und ein lockeres Verhältnis zur Wahrheit (*Geschichtsschreiber in Deutschland 1347–1517*).

Nur Schlaglichter konnten hier auf die durchweg lesenwerten Einzelbeiträge fallen, die *R. Schneider* auf seine Weise, durchaus kritisch-distanziert, in Hinblick auf das Tagungsthema abschließend resümiert hat. Insgesamt gesehen bietet der Band breite Einblicke in die Mentalitätsforschung, in ihre Möglichkeiten und Grenzen. Ebenso gut aber spiegeln sich darin die vielen noch offenen theoretischen und methodischen Fragen, an denen weiterzuarbeiten sich lohnen und die historische Erkenntnis bereichern wird. Freilich dürften Fortschritte nur dann zu erzielen sein, wenn sich die Historie weiterhin für Anregungen aus ihren Nachbardisziplinen offen erweisen wird.

Konstanz

Frank Göttmann

Hans-Werner Goetz, *Leben im Mittelalter vom 7. bis zum 13. Jahrhundert*. München 1986, Verlag C. H. Beck. 302 S., 34 Abb.

Der Verfasser, der in einer ausführlichen Besprechung zu dem vor allem die Verhältnisse des späten Mittelalters beachtenden Buch von Otto Borst, *Alltagsleben im Mittelalter*, kritisch Stellung genommen (AKG 67, 1985, S. 215 ff.) und Hinweise gegeben hat, wie das Thema angemessener zu behandeln wäre, legt hier seinen eigenen Beitrag zur Alltagsgeschichte vor, wobei er sich auf die Zeit des frühen und hohen Mittelalters beschränkt. Nach einem einleitenden Kapitel über die „Bedingungen des Alltagslebens im Mittelalter“, in dem auch von der Bedrohtheit des Lebens jener Zeit durch Hunger und Seuchen die Rede ist, folgen fünf Abschnitte über die wichtigsten Lebensordnungen der mittelalterlichen Welt: Familie (hier werden auch Frauen, Kinder und Sexualität behandelt), Kloster und Mönchsleben, bäuerliches Leben, Rittertum und höfisches Leben sowie Stadt und Bürgertum. In diesen Teilen ist mit großer Detailkenntnis der Quellen und unter Heranziehung der neuesten Literatur versucht, möglichst alle Aspekte der genannten „Lebenswelten“ aufzuarbeiten. Die Aussagen der Quellen und die Ergebnisse der Forschung erlauben vor allem eine genaue Beschreibung der „Rahmenbedingungen“ und der „Institutionen“; wir erfahren daher, wie die Klostergebäude, die Bauernhäuser, die Burgen oder die Häuser in der Stadt ausgesehen haben und auch, wie ein Kloster oder eine Grundherrschaft funktionierte, welche Ideologie das Rittertum trug oder wie die Stadt verfaßt war. In der recht breiten Ausmalung der Institutionsgeschichte verrät sich die Herkunft des Buches aus einer Vorlesung zur Einführung in das Mittelalter.

Die Informationen über das alltägliche Leben sind von unterschiedlicher Dichte: Während das Alltagsleben der Bauern aufgrund der Nachrichten über die Arbeitsleistungen der abhängigen Landbewohner dargestellt ist, und auch der Alltag der Mönche eingehend beschrieben wird (wenn auch hier noch manche Details anzufügen wären), erfahren wir über die Ritter nur einiges Außergewöhnliche, und der kirchliche Alltag der Laien bleibt ganz ausgespart. Und dies, obwohl gerade über die Praxis des Christentums der einfachen Gläubigen durchaus Quellen vorhanden sind, wie z. B. das kürzlich auf Deutsch erschienene Buch von A. Gurjewitsch zeigt. M. E. kann sehr viel präziser, als das bei Goetz geschehen ist, aus den frühmittelalterlichen Rechtsquellen ein Bild der Wirklichkeit gezeichnet werden: so gelten die kirchlichen Rechtsvorschriften sicher